

Peter Dörfler, ein katholischer Dichtererzähler.

Der „Kunstwart“ hat im Juniheft 1921 mit Nachdruck die Aufmerksamkeit auf Peter Dörfler gelenkt. Er sieht in ihm einen schaffenden Dichter des neueren „deutsch-katholischen Schrifttums“, der schon in der Reiseperiode zu stehen scheint.

Der Zweiundvierzigjährige blickt auf eine reiche Schriftstellertätigkeit zurück. 1903 zum Priester geweiht und in die Seelsorge gestellt, weihte er die Erstlinge seiner Dichtung der Viehhaberbühne katholischer Vereine. So kommt es, daß Kürschners Literaturkalender von 1916 ihn als Dramatiker kennzeichnet, obgleich Dörfler diese Schauspiele und Weihnachtszenen nur ungern der Öffentlichkeit übergeben hat. 1906 auf 1907 weilte der junge Priester zu Rom als Kaplan an der deutschen Nationalstiftung Campo Santo, wo er sich archäologischen Studien widmete. Das wissenschaftliche Ergebnis dieses Aufenthaltes ist die Abhandlung über „Die Anfänge der Heiligenverehrung nach den römischen Inschriften und Bildwerken“, mit der er 1909 in München doktorierte.

Wieder in die Seelsorge zurückgekehrt, wurde Dörfler Religionslehrer und Pfarrer in Mindelheim und Landsberg am Lech. Trotz der schwachen Gesundheit — eine Operation brachte Befreiung von langjährigem schmerzlichem Magenleiden — und trotz der großen Arbeitslast in Schule und Vereinen ließ der übermächtige Schaffensdrang sich nicht länger zurückhalten. Aber nur die Stunden der Nacht standen dem Dichter zur Verfügung, den Tag nahmen Seelsorge und Lehrtätigkeit in Anspruch. So sind die ersten Dichterwerke beim Schein der Lampe geschrieben; in leidenschaftlicher Begeisterung und stürmischer Eile kannte Dörfler die überreich quellenden Eingebungen aufs Papier.

Erst waren es Erinnerungen aus der frühesten Kindheit, die in künstlerischer Gestaltung ausblühen wollten. Wohl trägt die innigste Erzählung „Als Mutter noch lebte“¹ nicht autobiographischen Charakter, aber sie hat sich doch aus den Kindheitserlebnissen verdichtet. Wie Friedel, so

¹ Vgl. diese Zeitschrift 84 (1913) 114.

ist auch der dreijährige Peter mit den Eltern aus einem kleinen Anwesen in Unter-Germaringen, wo er geboren wurde, in einen größeren Hof in Waalhaupten umgezogen. Hier steht auch das Bergkirchlein mit der Klaus und dem Klausnerbrunnen. Hier lebt der Vater im Austraghäuslein, während die Mutter schon lange gestorben ist. Eine leicht kolorierte Kreidezeichnung des Vaters, die einen Ehrenplatz im Arbeitszimmer des Dichters einnimmt, zeigt ein fröhliches, volles Greisengesicht mit roten Backen, während die Mutter hager und ernst aus ihrem Bilde schaut. Erinnerung, die sich zurückträumt in die Kinderseele und mit dem wehmütigen Bewußtsein des Erwachsenen im Hintergrund die ersten Eindrücke von Eltern, Elternhaus und Heimatdorf noch einmal erlebt, ist die Keimzelle seiner ersten Erzählung, mit der Dörfler sich sofort einen Platz unter den deutschen Dichtererzählern eroberte. Sie erschien 1912, nachdem sie schon über ein Jahr in der Handschrift fertiggestellt war.

Einen unauslöschlichen Eindruck hatte die Campagna auf Dörfler gemacht. Auf Fußwanderungen hatte er ihre Eigenart auf sich wirken lassen; einmal brachte er die Osterferien ganz in der Campagna zu. So lieb gewann er ihre landschaftlichen Reize, daß er 1912 nochmals Italien aufsuchte, um sie zu durchstreifen. Bald sah der deutsche Dichter in der Campagna ein düsteres, nie zu lösendes Rätsel, bald, zumal im Frühling, kindliche Lieblichkeit; als drittes kommt die historische Stimmung dazu, deren Träger die Baurümmen und Grabstätten aus der römischen und etruskischen Zeit sind. Ein befremdendes Erlebnis gab den Anstoß zur persönlichen Verkörperung dieser dreifachen Eigenart. Als man einer Frau, die mit zwei Kindern unter einem großen roten Schirm stand, ein Almosen anbot, wies sie das Geld zurück. Diese Begegnung, deren Hintergrund die Campagna war, prägte sich unzerstörbar ins Gedächtnis und ging eine fruchtbare Verbindung mit der Campagna-Stimmung ein. Im Jahre 1914 erschien der Campagna-Roman „La Perniziosa“¹ im Hochland. Der Buchausgabe gab der Verlag später den Titel „Die Verderberin“.

Die Jahre in Mindelheim und Landsberg ließen den eifrigen Seelsorger in das eigenartige Leben solcher kleinen Städte eindringen. Das Studium der Chroniken enthüllte ihm auch die Vergangenheit, wo ihn am meisten die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege fesselte. Dazu kam die Erfahrung, wie so mancher großangelegte Mensch im Spießbürgertum

¹ Vgl. diese Zeitschrift 90 (1915/16) 308 f.

der Kleinstädte ersticken muß, ohne seine Fähigkeiten entfalten zu können. Dies gab die Anregung zu „Judith Finsterwalderin“ (Hochland 1915/16)¹.

Inzwischen war der Weltkrieg ausgebrochen. Während Dörfler in der Küche seiner Schwester zuhörte, die von der Mobilmachung, von den Sorgen und dem Opferwillen der ersten Kriegstage erzählte, kam ihm die Idee zum „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ (1915)². Reist man von Augsburg aufwärts, so sagt man dort: Es geht ins Himmelreich. In der Dörflerschen Erzählung sind die Dörfer des Fuchstals oberhalb Landsberg das schwäbische Himmelreich. In sieben Wochen wurde das Buch geschrieben neben der Schularbeit, zumeist in der Küche, wo eine Nähmaschine die Begleitung furrte.

1915 siedelte Dörfler nach München über, wo er als Inspektor die Marien-Ludwig-Ferdinand-Anstalt zu leiten hat, in der 250 Kinder erzogen werden, für deren Ausbildung die Familie nicht genügend Gewähr bietet. Hier hat der schaffensfrohe Dichter die ersehnte Muße gefunden, die Zeiten der künstlerischen Eingebung auszubenten, sowie durch Anschluß an das Münchener Kunstleben Anregungen zu gewinnen. Andererseits bietet die Berufsarbeit Gelegenheit genug, in die Tiefen menschlichen Lebens und menschlicher Leidenschaft zu schauen; so ist es kein ausschließliches Literatenleben, aus dem Dörflers Dichtungen herauswachsen.

Das Jahr 1916 brachte zwei Sammlungen kürzerer Erzählungen. „Erwachte Steine“ berichten von der Not unserer Vorfahren aus den Zeiten der Franzosen-, Ungarn- und Schwedenüberfälle³. In den „Dämmerstunden“ werden zumeist Züge aus dem Kinderleben und der Seelsorge romantisch verklärt⁴.

Noch während des Krieges quälte den Dichter der Gedanke an die Nachwehen. Wie wird sich die Verwilderung äußern? Vor allem: wie wird sich der Niedergang überwinden lassen? Unwillkürlich gingen die Gedanken zurück in die Vergangenheit. Schon als Student hatte er in Pfarrbüchern die Zeiten nach den großen Kriegen verfolgt. Chroniken vervollständigten das Bild. Besonders die milites vagi, entlassene, streunende Soldaten zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Dazu kam das Erlebnis, wie immer wieder auch inmitten der größten Verderbtheit junge Leute

¹ Bgl. diese Zeitschrift 90 (1915/16) 308 f.

² Ebb.

³ Bgl. diese Zeitschrift 94 (1918) 105.

⁴ Ebb.

ihre sittliche Reinheit bewahren und wie von ihnen die Erneuerung ausgeht. Aus diesen Gedanken und Stimmungen heraus ist der „Kobub“ entstanden (Hochland 1917). Oberhalb Landsberg steht ein Stein, der die Erinnerung an einen Soldaten erhält, der, in die Heimat zurückgekehrt, seinen Feind erschlug und die Flucht ergreifen mußte; diese Überlieferung hat auf die Bildung der Fabel eingewirkt.

„Das Geheimnis des Fisches“ (1918, Herder)¹ und der „Käsefresser“ (1920, Herder)² können als Vorspiel zu dem großen Roman „Neue Götter“ (Rempen 1920, Kösel)³ gelten. Es sind die religiösen und sittlichen Strömungen der Gegenwart, die zu künstlerischer Gestaltung drängen. Eine Art Prophetentum auf politischem und sozialem Gebiet, das wie mit der Flöte des Rattenfängers die unmißlichen Geister nach sich zieht; das Ringen der Literaten um Religion und Mystik, die theosophische Bewegung, die synthetisierenden Bestrebungen um den Sinn und Gehalt der asiatischen Religionen und obendrein geschäftliche Gerissenheit, die auch diese Konjunktur auszunutzen weiß, all das verlangte poetische Umsetzung. Der Wunsch nach Vergegenständlichung bestimmte den Dichter, in die Vergangenheit zurückzugehen, und die Studien des Archäologen erleichterten es, das zweite christliche Jahrhundert, das unserer Zeit so ähnlich ist, zu neuem Leben auferstehen zu lassen. Auch so ist es nicht allzuschwer, in den Gestalten des Romans Typen, ja Personen unserer Tage wiederzuerkennen.

Diese Angaben beruhen auf Mitteilungen, die ich der Güte des Dichters selbst verdanke. Er ist eine hohe schlanke Gestalt; in dem feingeschnittenen Gesicht leuchten gütige Augen; lebhaftige Bewegungen der schmalen Hände begleiten die Rede, die mit tiefem, warmem Tone in leicht schwäbischem Anklang fließt.

Eine Frage nach der Erzählliteratur, die Dörfler am meisten liebt, lag nahe. In der Jugend habe er leidenschaftlich dergleichen gelesen; oft habe ihm der Mondschein das Licht liefern müssen. In den Universitätsjahren legten philologische und historische Studien auf die ganze Zeit Beschlagnahme, so daß er jahrelang kein belletristisches Buch zur Hand nahm. Als er schon selbst zu schaffen begonnen hatte, enthielt er sich der Lektüre, um seine literarische Selbständigkeit zu wahren. Aber da er von dieser Enthaltsamkeit Verarmung fürchtete, ging er doch wieder dazu über, freilich

¹ 12° (86 S.) Geb. M 8.—

² 8° (160 S.) Geb. M 15.— u. 19.—

³ 8° (795 S.) M 37.50; geb. M 45.—

mit großer Auswahl zu lesen. Besonders Dostojewski hatte ihm viel zu sagen. Große Anziehung übt die autobiographische und Briefliteratur aus. Eine Forderung seiner literarischen Gesundheit scheint es ihm, sich nicht immer in derselben Stoffwelt zu bewegen, sondern mit Schauplatz, Zeitalter und Ideengehalt zu wechseln. Bewußt geht dabei das Streben aus dem Romantischen, Üppigen, dem seine überreiche Phantasie zuneigt, zum Schlichten, das mit dem Aufwand der poetischen Mittel sparsam, aber zielbewußt umgeht.

* * *

Die bisherigen Werke Dörflesers lassen deutlich drei verschiedene Formen dichterischer Gestaltung erkennen. Sie traten zwar in zeitlicher Reihenfolge hervor, doch sind sie nicht etwa Perioden seines Schaffens, so daß die eine Form die andere endgültig abgelöst hätte. Es ist wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß Dörfleser bald zur einen, bald zur andern zurückkehrt, wenn Stoff und Stimmung dies fordern.

Am beliebtesten wurde Dörfleser wohl durch jene Erzählungen und Stimmungsbilder, die als Heimatkunst anzusprechen sind. Einen neuen Ton schlug er in der „Verderberin“, „Judith“ und dem „Kopfbuben“ an; diese Erzählungen könnte man als Dörflesersche Romantik bezeichnen. Endlich tritt mit dem „Geheimnis des Fisches“ eine Wendung zu gedankengesättigter, klassischer Kunstform ein, die sich siegreich auch im „Rätsellöser“ und den „Neuen Göttern“ behauptet hat.

Immer jedoch ist Dörflesers Einbildungskraft unerschöpflich an köstlichen Bildern und Vergleichen, in der Erfindung von äußerem Geschehen und inneren Wandlungen. Hinter der träumerischen Phantasie tritt freilich die Beobachtungsgabe zurück. Selten ist eine Person durch einen dem Leben abgelauften sinnfälligen Zug des Körperbaus oder des Benehmens so gezeichnet, daß sie sich mit der Gewalt der eigenwilligen, fastreichen Wirklichkeit aufdrängt und einen verfolgt. Dies hängt auch damit zusammen, daß für Dörfleser die erste Anregung zum Schaffen nicht die Freude an konkret geschilderten Personen ist, sondern das Erleben von Stimmungen oder Zeitströmungen, die sich erst im Verlauf des schöpferischen Vorgangs zu Menschengestalten verdichten.

1. Heimatkunst edelster Art ist das Buch der Jugenderinnerungen „Als Mutter noch lebte“. Die Heimat spiegelt sich in den versonnenen, von stiller Leidenschaft glühenden Erinnerungen des reifen Mannes, der sich in die Kindheit zurückträumt und sie in Wahrheit und Dichtung nochmals

erlebt. Wem wird Friedel, der kleine Doppelgänger des Dichters, nicht lieb? Man wird wieder Kind mit dem Dreijährigen, um mit ihm in die Höhle zwischen den Flachsbündeln zu kriechen, wo die glänzenden Kapseln im Licht, das durchs Astloch strahlt, glitzern und bei jedem Hauche wie Glöcklein klirren und klingen. Wie steht er vor einem, der Bub, der den singenden, fauchenden Apfel von der Herdplatte in die blaue Schürze wirft, um ihn lästern schnuppernd verkühlen zu lassen. Am Winterabend im Stall steht man mit seinen Augen Mensch und Tier im samtenen Dämmerraum der Nacht, den das Mattgold der Laterne durchzieht. Mit ihm erlebt man den Maikäferfang, wenn die Braunkittel aus der Ackerholle ins Dunkel des abendlichen Ostens fliegen und sich so deutlich gegen den lichten Westhimmel abheben. Und in Friedel regt sich das Ränkslerblut: er hält im Kreis einer fahnenstchwelenden Knabenschar einen Triumphzug durchs Dörfchen auf seinem kleinen Leiterwagen, der mit Rosen und Dahlien, Buchs, Tannengrün und „Waldfedern“ übersponnen und überdacht ist; der Ziegenbock selbst, der den Wagen zieht, hat ein Kränzchen um die Hörner. Sogar die stolzen, alten Bauern, denen Haarbüschel aus den Ohren wachsen und die Augenbrauen haben wie Wurzelbüschel, murren vor sich hin: „Malefizbuben, Saububen; schau einer die Räder an.“ Wie heimelig sind die Winterabende! Die Mutter sitzt am Spinnrocken und zieht die Fäden aus dem blonden Flachswidel; Friedel horcht auf ihre Gebete, Reimlein und Geschichten. Der Vater hält am warmen Ofen Feierabend; die Pfeife, dies ewige Dämpfchen seines Lebens, im Munde, die Ellbogen auf die Knie gestützt, so sitzt er ruhig und reglos wie ein Heiliger in der Nische. — Es ist aber nicht eitel Sonnenschein in dieser Knabenzeit, Armut und drückende Schulden, später die Krankheit der Mutter werfen dunkle Schatten.

In den „Dämmerstunden“ wird ein Zug der Mutter mit rührender Liebe und höchster Kunst vertieft. „Ihr Fest“ ist so gesättigt mit Stimmung, eine so vollkommene Verkörperung selbstloser Mütterlichkeit, daß es mich immer wieder in seinen Bann lockt. Bei einem Konzert kam der Schaffensdrang über den Dichter, auf der Heimfahrt leuchtete die Idee auf, die ganze Nacht ließ ihn die selige Unruhe dichterischer Eingebung nicht schlafen. So ist diese Dichtung aus Musik geboren und läßt auch die tiefsten Saiten des Gemüths tönen. In der „Blumenmissionarin“ sind es die Blumen, deren Farben und Düfte die Erinnerung an Vergangenes wecken. „Ich brauch’ nur eine Blumenforte zu sehen, ein Blütlein in die Nase zu be-

kommen, dann wacht eine liebe, lang gestorbene Seele auf, ich steh' wieder auf einem ganz bestimmten Weg, ja dieselbe Sonne, die damals geschehen hat, erhebt wieder, und ich bin so traurig oder so fröhlich, so hoffnungsvoll oder so bange wie zu jener Stunde“, so sinniert die Blumenmissionarin selbst. Und nicht umsonst sendet sie dem verlorenen Sohn ein Körblein Blumen als stille Mahnung. Der Wohlgeruch der Blumen ergreift ihn auf unbeschreibliche Weise. Er steht plötzlich im Garten der Mutter, ist jung und froh und schaut auf das Saatsfeld hinaus und auf den Wald, der blau im Abendnebel dämmt. Die Mutter steht neben ihm und gießt Nelken. Da weiß er, wo noch ein Glück auf ihn wartet — bei der Mutter. Und er folgt den Boten der Mutter.

Auch der Weltkrieg hat sich bei Dörfler in Heimatkunst umgesetzt, die dauernden Wert beansprucht. Wenn man alle schöngeistigen Bücher aus der Kriegszeit mit müder Bewegung von sich schiebt, Dörflers Buch vom „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ wird man immer mit ungemischtem Vergnügen zur Hand nehmen. Vorgänge und Stimmungen beim Kriegsausbruch und in den ersten Kriegsmonaten sind in ihrem ewig menschlichen Kern erfasst und in vollendeter Bildhaftigkeit vor's Auge gestellt. Das Buch gibt sich als zusammenhängende Erzählung, ist aber im Grunde eine Sammlung von Szenen und Stimmungsbildern. Federer hebt mit Recht hervor, daß die Genzi-Novelle, die als einendes Band gedacht scheint, zu gefühlreich und melodramatisch ausgefallen ist. Es ist zu balladenhaft und will nicht recht ins schwäbische Himmelreich passen, wenn Genzi, die seit der Nachricht vom Tode ihres Bräutigams hinsieht, beim Anblick des Sarges wie von einer Kugel durch's Herz getroffen stirbt. Dafür sind aber die übrigen Gestalten um so lebenswahrer, vom greisen Pfarrer mit dem wissenden, herben Angesicht und dem Hirtenherzen bis zum Annamarielle, das mit so rührender Liebe an Genzi, am „Lehrerfräule“ hängt. Nicht zu übersehen die mit gesundem Humor geschilderte Babelabas, deren Lebenszweck im Vertilgen von Gesundheitskuchen besteht. Wieder ist auch das Tierleben mit hingebender Liebe gezeichnet. Niemand wird so leicht das „Haiele“ vergessen, das alte, steifbeinige Pferd, das der Krieg von dem erlösenden Schinderbeil wegholt und noch einmal vor den Wagen spannt.

2. Ein Bindeglied zwischen der ersten und zweiten Gruppe der Dörfler'schen Erzählungen ist „La Perniziosa“. Auch eine Art Heimatkunst: Die Campagna ist dem Dichter zur zweiten Heimat geworden, sie ist die eigentliche Heldin dieses Romans. An einem Dezemberabend geht der

Wanderer durch das hohe, goldtropfende Gras. Die Städtchen am Hang der Albanerberge heben sich in schneeigem Weiß vom zarten, metallischen Blau der Berge ab. Wie ein Zug von Riesen schreiten die Pfeiler des Aquädukts über das wellige, verträumte Land. Der Rückwärtsblickende steht am Horizonte über dunklem Häusergewirr die Peterskuppel schweben, wie eine reife Frucht, die vom Himmel herabgeschüttelt worden ist. Im Frühjahr schweifen die Blicke wie Wandervögel in das unabsehbare Land hinaus. Grüne Wiesen und zartgelbe Hänge leuchten sonnüberstrahlt. Wie Schaumwellen an den Klippen hochspringen, so heben blühende Kirschbäume ihre Kronen aus dem grünen Plan. Ein andermal durchstreift Romolo eine der etruskischen Ruinenstädte; sie ist ihm eine Symphonie von Trümmern, Steinen, Schollen und modernem Gebein. Steineichen und Mauern, Efeu und ragende Thürme, Friesblüten und Säulen, milde Feigenbäume und spitzbogige Fenster, alles ist innig verschlungen. Aus dem Mauerweg rascheln Fledermäuse und Vögel, Füchse und Eidechsen, erschreckt, daß ein Mensch es wagt, hier einzudringen. — Immer neue Züge offenbart die Campagna in Dörflers Buch, und ein Kenner wie Federer hat bestätigt, daß er die Campagna in ähnlicher Weise erlebt habe.

Mit der Fabel der Erzählung tritt Dörfler ins Reich der Romantik ein. Romolo, der Klosterschüler, ist voller Begeisterung für Rom; Romano de Roma zu sein, ist sein heißer Ehrgeiz. Aber er ist von Zweifeln über seine Abstammung gequält; der Gedanke peinigt ihn, daß die Mutter Jüdin gewesen sein könne. Dunkel erinnert er sich, daß diese mit ihm und der kleinen Virginia aus Rom in die Campagna floh. Dort hausten die Drei in einem etruskischen Grab; der Schmuck der Mutter, später Goldfunde in den Gräbern lieferten den Unterhalt. Bei einem Raubüberfall wurde Virginia ermordet, ging auch der Goldschatz verloren, auf den die Mutter ihren Racheplan gebaut hatte. An der Leiche des Kindes nahm sie sich selbst das Leben. Romolo verschloß das Grab, irrte lange in der Campagna umher, bis er sich schließlich wieder zu den Menschen fand. Im Jüngling erwacht nun das Verlangen, das Grab der Mutter aufzusuchen, ob irgendein Zeichen ihm die Gewißheit geben könne, daß die Mutter keine Jüdin gewesen ist. Er flieht aus dem Kloster, findet nach langem Umherstreifen schon sterbenskrank das Grab, in Fieberphantasien sieht er am Gebein der Mutter ein christliches Zeichen. Im Glücksgefühl, Römer zu sein, geht er hinüber als Opfer der Perniziosa, der Malaria. — Das Rätsel der Mutter bleibt dem Leser ungelöst. Ihr stummes Brüten, das

wie lastende Schwüle auf den Kindern liegt, ihr seltenes Lachen, das grausam, höhnisch und hart klingt, ihr ganzes düsteres Wesen soll ja das Dunkle, Rätselhafte der Campagna verkörpern. In der frohen, quecksilbrigen Virginia wird die Frühlingschönheit Person, während in Romolo die historische Stimmung zu menschlichem Fühlen und Handeln geworden ist. Die seltsamen Begebenheiten wirken wie Fieberträume der Campagna, in denen die Seele der Landschaft sich phantastisch auslebt.

„Judith Finsterwalderin“ ist ein Entwicklungsroman, der zwei Menschenalter nach dem Dreißigjährigen Kriege in einem schwäbischen Städtchen spielt. Nicht „Vater“ und „Mutter“ war das erste Wort der kleinen Judith, sondern „Nein“ und „Ich mag nicht“. Sie ist so ganz anders als die andern. Die Sucht nach dem Abenteuerlichen, Meilenfernen wecken die Erzählungen des Bettlers Egwolf, der nach Wanderfahrten in Italien, Portugal und der Neuen Welt sich zurückgekehrt ist. Wie ein Vorspiel zum Ganzen wirkt die Szene, wo Judith das neue Deckengemälde der Kirche betrachtet. Hoch ins Bild hinein über Mauerzinnen und das Feldherrnzelt ragt Judith, in der Hand das greuliche Haupt des Holofernes; über ihr in ätherischem Dufte schwebt Maria, die Schlangentöchterin, mit dem Kinde. „O Herre Gott, gib mir dieses Gottlosen Haupt in die Hand, erwähle mich zu deiner Streiterin“, sehnt sich das Kind in mystischen Schaudern. Düster, selbstquälerisch ist das religiöse Leben des Kindes, voll seltsamer Anfechtungen. Eine eigenartige Krise bringt der Jungfrau die heiße Schwärmerei für eine Lehrerin, eine Nonne, die zarte „Miniature“. Beim Altbürgermeister wirbt Gottlieb, der Stadtschreiber, für die Lehre Spinozas erst nicht vergebens. Da Judith aber den Widerspruch des Philosophen mit ihrem Kinderglauben erkennt, will sie nichts mehr von ihm wissen. Ein Höhepunkt von Enthusiasmus und schwellendem Glück wird für Judith die Theateraufführung zu Ehren der Schloßherrschaft, wobei sie Penelope spielt. Aber diesem Hochgefühl folgt erschütternde Ernüchterung, als sie auf dem Heimweg Zeuge wird, wie die kleine Gänsehirtin das Kreuzifix schmückt. Da wacht die Frage auf: Lohnt jedes irdische Gefühl mit Absturz aus den Wolkenhöhen? Wird jede heiße Liebe mit Kälte und Enttäuschung enden, wie die Schwärmerei für „Miniature“, für Spinoza und das Theaterspiel? So stößt Gottliebs Liebeswerben auf ihr herbes: „Mit Euch, noch einen andern.“ Gleichwohl bäumt sich alles in ihr dagegen, Nonne im Kloster zu werden, wo ihre Schwester Milburgis Oberin ist. Wohl lockt der Ruf: Veni Sponsa, aber ihr unbändiges Herz

will seinen freien Schlag nicht opfern, kann sein heimliches Sehnen nach dem Unerhörten, Niegesehenen nicht verleugnen. Und das ist kein bloßes Träumen von ungewöhnlichen Taten. Als das Städtchen zur Strafe für die Ermordung dreier französischen Soldaten in Flammen aufgehen soll, geht Judith kühn zum General und erlangt die Verwandlung des Strafgerichts in eine Kontribution. Schon ist sie entschlossen, nach Indien hinauszuziehen, um sich in den Dienst der heidnischen Mission zu stellen, da brechen im Städtchen Plattern und Typhus aus. Bei der heldenmüthigen Pflege der Kranken des Armenviertels findet sie die innerliche Abkehr vom Besten, was der Vollendung ihres Charakters entgegensteht: von dem Zug zum Stolzen, Abenteuerlichen. Das Abenteuer ist ihr Göthe gewesen. Ihre Tugend war nur die Auflehnung gegen die mattrherzige Sünde gewesen. Wäre die Sünde einmal im Flammenkleid, in brausender Gewalt erschienen, so hätte sie sich ihr ergeben. Aber jetzt will sie nicht mehr Herrin sein, nur Magd.

Hier ist die Entwicklung ihres Charakters abgeschlossen, der Dichter läßt auch ihr Leben enden. Ein freunender Soldat, Jakob Freudberger, hat aus Rachsucht die Seuche in die Stadt eingeschleppt. Judith fühlt sich angetrieben, auch ihn zu pflegen, obwohl er ihrer Frauenwürde nachgestellt hatte und einen tödlichen Haß gegen sie trägt; das soll ihr Gang zu Holofernes sein. Nach Stunden herzbeklemmender Spannung und Gräßlichkeit erhält Judith im Ringen mit dem mörderischen Söldner die Todeswunde.

Zur selben Zeit in derselben Gegend spielt sich das Schicksal des „Koszbuben“ ab. Christoph ist der Sohn eines Bauern, der durch sein Leben in einer Traumwelt heruntergekommen ist. Zu seinen Lustschlößern gehört neben dem Wahn von der adeligen Abstammung auch der Glaube an den Onkel Thassilo, der in Ungarn in fabelhaftem Reichtum leben soll. Durch die Armut wird Kasso, der Vater, gezwungen, den zarten Knaben als Koszbuben auf den läbelberüchtigten Hof des Richterbauern zu verdingen. Hier hat ein unheimlicher Knecht die Herrschaft in der Hand. Dieser Knecht ist durch Aberglauben, Trunksucht, rohe Grausamkeit und widernatürliche Unzucht die personifizierte Kriegsverwilderung. Er sucht mit allen Mitteln den neuen Koszbuben in sein Treiben hineinzuziehen. Aber weder Grausamkeit noch Verführungskünste können den adeligen Sinn des Knaben beslecken, ihn zum Trommelbuben des ehemaligen Söldners machen. Der drohenden Gewalt entzieht er sich durch die Flucht; er will

den Onkel Thassilo in Ungarn aufsuchen, um mit seiner Hilfe dem teuflischen Treiben des Knechtes ein Ende zu bereiten. Er schließt sich einem Scherenschleifer an, um mit ihm auf abenteuerlicher Fahrt Ungarn näher zu kommen. Auch in Christoph leben die Träumereien des Vaters weiter, er hält sich immer wieder für einen heimlichen Prinzen, der einmal in sein Schloß einziehen wird. Wie er aber ein wirkliches Schloß betritt und durch eine seltsame Fügung den Platz des verstorbenen Erben, dem er zum Verwecheln gleicht, einnehmen könnte, wird er ernüchtert und flieht davon. Die Begegnung mit einem Reiter aus Ungarn gibt ihm die Gewißheit, der Onkel sei auf der Heimreise. So kehrt er ins Heimatdorf zurück; hier kommt er gerade dazu, wie der Knecht seinen jüngeren Bruder, der ihm als Roßbub nachfolgte, grausam mißhandelt. In stürmischer Gemüts-erregung rennt Christoph dem Knecht den Dold, den er schon lange für ihn geschliffen, in die Brust. Die Schuld nimmt in grotesker Art ein Zigeuner auf sich, der schon vorher dem hübschen Knaben nachgestellt hatte. Christoph wird mit seinen Geschwistern von dem kinderlosen Richterbauern, der von der Tyrannei des Knechtes erlöst ist, auf seinen Hof genommen. Hier beginnen sie ein neues, der alltäglichen Arbeit geweihtes Leben, indes der Vater mit dem bettelarm zurückgekehrten Thassilo ins abenteuernde Elend hinauszieht. —

Das geschichtliche Kolorit hat in „Judith“ stärkere Farben als im „Roßbuben“. Auch die Sprache zeigt dort mehr von der barocken Überschwenglichkeit und Fremdwörterei der Zeit um 1700. Dagegen kommen beide Romane in der balladenhaften Form überein, die hie und da durch allzukühne Unwahrscheinlichkeit den Genuß zu stören droht. So zeigt sich der blatternranke Söldner am Fenster Kindern, die im Wagen vorbeifahren, und am nächsten Tag sind die Kleinen schon sterbenskrank. Auch ist es befremdend, daß Judiths Hund, der über den rasenden Söldner herfällt, die eigene Herrin zerfleischt. Christoph, der Roßbub, kommt auf das Schloß und wird von allen als des verstorbenen Heini Ebenbild angestaunt. Auf die bizarre Gestalt und Handlungsweise des Zigeunerhäuptlings wurde schon aufmerksam gemacht. Aber diese Kühnheit der Begebenheiten ist hervorgegangen aus der Einfühlung in den Kunststil jener Zeit; sie ist eine Wiederkehr der unruhigen Linien, des stürmischen Pathos, der unwahrscheinlichen Plastik des Barocks. Hat man sich an diesen Sprach- und Formensstil gewöhnt, so wird man seine herzliche Freude haben an den Hauptcharakteren. Christoph, das reine Kind, wahrt seine

Unschuld in harten Kämpfen, um ein Samentorn der besseren Friedens-zukunft zu werden. Judith, die Ausnahmennatur, stillt schließlich ihre Sehnsucht nach heroischem Leben im selbstlosen Dienst der Ärmsten. Beide finden den Weg von phantastischem, überschwenglichem Träumen zu einem Leben in Schlichtheit und sittlicher Größe. Es besteht so zwischen der barocken Formung der Begebenheiten und dem innersten Gehalt eine Spannung von eigenartigem Reize.

3. Mit dem „Geheimnis des Fisches“ und dem „Rätsellöser“ bietet Dörflers Schaffen einen völlig neuen Anblick. Der Kunstwart¹ bewundert an diesen Erzählungen klare Linien, übersichtliche Proportionen, scharf umrissene Gestalten, geistig-dramatischen Gehalt in knappster Darstellung. „Im ‚Rätsellöser‘ ist in durchaus ungewöhnlicher Art Religiosität, echtes Fühlen, wirkliche Seelentrakt Lehre geworden und die Lehre Gestalt und Ereignis. Symbolische Vorgänge, fern aller blutleeren Allegorie, sind gefügt in knappe Erzählungen von Farbe und Fülle.“ — Diese gedankentiefe, klassisch maßvolle Art hat Dörfler in dem großen Roman „Neue Götter“ ausgebaut.

Die Erzählung „Das Geheimnis des Fisches“ aus der Urkirche wurde ursprünglich für ein Erstkommunikantenbuch geschrieben, später auf Drängen weiter ausgestaltet und selbständig herausgegeben. Das ist der äußere Anlaß, daß der Held der Erzählung ein Knabe, der übermüthige, aber tiefe Theonias ist. Als innerer Grund kam die mütterliche Liebe hinzu, mit der Dörfler in all seinen Werken die Kinderwelt umfängt. Die reichen heidnischen Eltern haben nicht Zeit, sich um den Knaben zu kümmern, er bleibt den Sklaven, dem Pädagogen und dem Lehrmeister, überlassen. Die Fügung will es, daß sein neuer Lehrmeister, der Sklave Ptolomäus, ein Christ ist, der durch Würde, Wahrheitsliebe und Unbestechlichkeit tiefen Eindruck auf Theonias macht. Das Geheimnis des Fisches zieht das Knabenherz an. Bei den Mülensklaven, den elendesten und verworfensten, hört er die mythischen Worte, die von Ptolomäus stammen: „Ich bin Schüler des heiligen Hirten, der Schafherden weidet auf Bergen und Fluren. Große, alles sehende Augen hat der gute Hirt. Er lehrt mich verlässliche Weisheit. Er zeigt mir die mit goldenem Gewande und mit goldenen Sandalen bekleidete königliche Frau, auch das Volk mit dem strahlenden Siegel. Und sie reichen mir den Fisch zur Speise, den reinen, den die heilige Jungfrau

¹ 34 (1921) 150.

sing. Heiligen Wein trinken wir gemischt mit Brot. O wahres Brot und du, Fisch des lebendigen Wassers, rettet mich zum Leben!" Im Kerker weiht Ptolomäus den Knaben ins Geheimnis des Ichthys ein, tauft ihn und bestärkt seinen Glauben durch das Märtyrerblut.

Weniger das Schicksal einzelner Personen als das Ringen weltanschaulicher Richtungen ist Inhalt des Romans „Neue Götter“. Der Synkretismus wächst zur Hochflut im Zeitalter des Antoninus Pius, während das Morgenlicht des Christentums emporsteigt, oft gerötet vom Blute der Märtyrer. Der Roman, der die ganze Kulturwelt jener Zeit in seinen Rahmen fängt, beginnt nicht umsonst mit einer Huldigung an die Helden Homers. Schauplatz ist Smyrna, Athen, Olympia und Rom. Das Kaisertum mit seinem Kult überschattet die Welt. Der Glaube an die griechisch-römischen Götter ist erschüttert und vielfach zum ästhetischen Spiel geworden. Das gebildete, skeptische Griechentum tritt in der Gestalt von lebensfrohen, wortgewaltigen Sophisten und weltverachtenden Zynikern auf, indes der religiöse Drang in orientalischen Mysterien bei Isis, Mithras, Serapis und Cybele Befriedigung sucht. Die Leicht- und Abergläubigen werden von verbrecherischen Betrügern ausgebeutet. Der Gegenspieler dieser heidnischen Welt ist das Christentum, das aus der Kindheit ins Jünglingsalter getreten ist. Noch herrscht die weckende Weltendstimmung, noch leben Prophetie und enthusiastische Charismen, aber das Bischofsamt entfaltet mehr und mehr seine ordnungsgemäße Autorität. Die werbende Kraft der Wunder ist ersetzt durch die gewinnende Liebe der christlichen Caritas. Ins Christentum selbst ist aber der Zug zu esoterischer Geheimlehre in der Gnosis Marcions eingedrungen.

Die breithinströmende Handlung steigt zu sieben Wellenbergen an. Der erste Höhepunkt ist der Redezweikampf der größten sophistischen Rhetoren der Zeit: Herodes Attikos aus Athen und Polemo, der Ionier, messen sich in Smyrna, eine Szene meisterhaft geschilderter Massenbewegung. In Olympia steht neben der Pracht der Festspiele ein geistiger Vorgang von erlesener Schönheit. Athenagoras, dem Schüler des Herodes, geht beim Anblick des olympischen Zeus der Glaube an die eine Gottheit siegreich auf. „Das feierliche lorbeerumwundene Haupt sah auf den Beschauer herab und doch über ihn weg. Athenagoras kniete plötzlich nieder und breitete die Arme aus. Das Bild war ihm zur Erscheinung geworden. Da stand in ätherischer Reinheit ein Wesen, das nicht Zeus und Kronos, nicht Isis und Osiris war, sondern nur Gottheit, unennnbare Gottheit.“ Athenagoras

stockte der Atem, da die Vision des Unnennbaren die Seele mit entzündenden Bewegungen erfüllte, als Kraft, als Liebe, als Lenker der Weltgeschichte. — Polemo, von Alter und Krankheit gebrochen, ruft die Freunde zu einem Abschiedsmahl, bei dem er den Hermesbecher mit dem Todesstrank leert. Unsterblichkeit seines Rhetorenruhms und die phantastische Vorstellung von einem Weiterleben als Halbgott sind seine Hoffnung. Als Gegenstück wirkt der glänzend geschilderte Martertod Polykarp und die Enthauptung Justins, dem das prophetische Eingreifen des Ithikos den Weg zum Christentum gewiesen. Im freiwilligen Flammentod endet Peregrin, eine der fesselndsten Gestalten des Romans. Proteusartig hat er alle Formen religiöser Betätigung durchlaufen; schließlich will er sich aus den Flammen als Non zum Äther aufschwingen. Athenagoras, den die Liebe zu Psyche, der Tochter des Propheten Ithikos, dem Christenglauben zugeführt hat, sucht wieder Smyrna auf, wo Psyche als gottgeweihte Jungfrau unter den „Witwen“ dem Dienste der Kleinen und Kranken lebt. Er wird Zeuge, wie ein Erdbeben Smyrna in Trümmer und Asche legt. Auf dem Trümmerfeld des Heidentums aber wirkt heilend und erlösend die christliche Gemeinde, in ihrer Mitte Psyche mit den beiden Schwestern Philomele und Labia. In diesen drei Frauengestalten sieht der Dichter Appolonius die Drei, die mehr sind als die Grazien und gewaltiger als die Parzen: Pistis, Elpis, Agape (Glaube, Hoffnung und Liebe).

Dies sind nur die Hauptlinien der Handlung, nur die hervorragendsten Personen des Romans, man möchte lieber sagen des Epos. So lebensvoll die einzelnen Gestalten gebildet sind, verdeckt diese Individualisierung doch nie die typische Bedeutung. Erst wenn man das Ziel des Romans in der künstlerischen Formung der Weltanschauungskämpfe erfaßt hat, wird man diese Dichtung, die einen tapfern, geistig eingestellten Leser fordert, ganz genießen können. Dann wird man aber auch seelisch bereichert und erhöht das umfangreiche Buch aus der Hand legen. Und hat man in Menschen und Richtungen des Romans Erscheinungen der Gegenwart wiedererkannt, so wird einem aus dem ästhetischen Schein die freudige Gewißheit aufleuchten, daß auch heute inmitten aller noch so vordringlichen und bestechenden Bewegungen die Kirche des hl. Polykarp die ewigen Werte besitzt.

* * *

Ein katholischer Dichtererzähler ist Peter Dörfler. Sein gesamtes künstlerisches Schaffen ist durchleuchtet vom katholischen Glauben, ist durchpulst von warmer Liebe zur Kirche. Nicht nur macht Katholisches einen

wesentlichen Teil der Dörflerschen Formenwelt aus, es ist auch mit der unverhohlenen, begeisterten Hingabe eines katholischen Priesters gestaltet. Aber immer künstlerisch geformt, so daß diese persönliche Anteilnahme als Lebenswärme in den dichterischen Gestalten atmet.

Im „Geheimnis des Fisches“ herrscht ein mythischer Zug zum eucharistischen Christus. In den „Neuen Göttern“ erweist das Christentum der Kirche Polykarp seine Überlegenheit durch wunderbares Prophetentum dem forschenden Justin und der Sünderin Pannychis gegenüber, durch den Liebreiz der Unschuld und selbstloser Dienstgesinnung dem feinsinnigen Athenagoras gegenüber. Aber auch in den Werken, deren Gegenstand nicht unmittelbar dem Gebiet der Religion und Weltanschauung entnommen ist, weht katholische Luft. Friedels Mutter sammelt die Kinder vor dem Schlafengehen um sich, greift in das Weihwasserkesslein, das an der Tür hängt, besprengt die Kinder mit Weihwasser und segnet jedes, indem sie das Kreuz auf Stirne, Mund und Brust schreibt. Friedel selber ist wahrhaftig kein Frömmeler, aber es wird ihm doch andächtig und wohl ums Herz, wenn er sein helles Stimmlein im Rosenkranzgebet über das Gemurmel der Großen emportauchen läßt. Benzi's Karl vergleicht die vielen Aue im Rosenkranz mit den Stämmen des Waldes, die mit ihrer rhythmischen Wiederkehr die Schönheit des Waldes ausmachen. Der Advent bringt die Korateämter, Weihnachten die Krippe, die Karwoche das Heilige Grab. Wie hat sich Friedel in den Sternhimmel des Heiligen Grabes verschaut, wo jeder Stern so groß war wie der Mond. Blaue, rote und grüne Kugeln umleuchteten grüne Palmen und rote Geranien. Unsern lieben Herrn sah er voller Wunden auf einem Ruhebett liegen. Darüber blitzte ein goldenes Gefäß, rings blühendweiße flammende Kerzen. Ist für Friedel das Grab und der Gekreuzigte religiöses Schauspiel, den Sorgenbeladenen des Weltkriegs ist Ölberg, Kreuzifix und schmerzhaftes Mutter Trost und Kraft. Wie naturwahr und sinnig ist das Ausleuchten der Altarkerzen in der ersten Kriegsandacht beschrieben. „Nicht um Licht blitzte am dunklen Altar auf. Die Lichter hoben in stufenweiser Deutlichkeit das Altarkreuz aus der nächtlichen Umhüllung. Christoph mußte an die Karfreitagszeremonien denken. Dreimal, immer feierlicher betete er: „Sehet an das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen hat!“ Mit der Mutter wallfahrtet der Bub zum „Stockäppel“, und in der Kriegsnöte Benzi zur Kapellengrotte im Sichenwalde; dort läßt sie eine große rote Kerze brennen, damit sie mit ihrer Feuerzunge die ganze Nacht zu Gott

bete. Auf dem Heimweg von „Ihrem Fest“ hält die Mutter Kommunion-andacht und läßt Halme und Gräser, die Stäublein und die Blätter der Bäume, alle Funken des Sonnenscheins und alle Stunden der Ewigkeit zum Lobe des Altarsakramentes ein. Bei einem der „Versehgänge“ trägt der junge Priester den Herrn mitten durch den blühenden Frühling. Da quillt in ihm das Gebet auf: „O Herr, komm doch heraus aus deiner engen Zelle! Sprenge deine arme Hülle wie die Dornschlehdolde das Knospenhaus und sei schöner als alle Frühlingschönheit!“ Von seltenem Reiz ist die Szene, wie der Empfang der Kommunion „Krumm-Annele“ verkündet. Was hat sich das „Studentle“ gekelt vor dem schielenden Kinde mit den schwarzen Zähnen und den Fingerlein, die so bleich und dünn sind wie die Kartoffeltriebe im Keller! Jetzt hängt sein Auge wie verzaubert an dem von Andacht blühenden Gesichtlein, daß er ganz vergißt, das Zeichen zu geben zum dreimaligen: „O Herr, ich bin nicht würdig.“

Der verantwortungsvolle Takt des Seelsorgers hat Dörfler den Entschluß fassen lassen, die Erotik nie in den Vordergrund treten zu lassen. Wo aber die Charakterzeichnung auch Züge dieser Art verlangt, hat er es in vorbildlicher Weise verstanden, die heikelsten Dinge anzudeuten, ohne das feinste Zartgefühl zu verletzen. Die Welt Dörflers ist nicht erotisch blutleer, wie ihr vorgeworfen wurde; in dieser Welt ist das Geschlechtliche nur nicht mit Absicht zur Schau gestellt. —

Die Kritik hat dem Dichter schon allerlei Winke gegeben. Bald hat man ihn zum großen, problemschweren Roman gewiesen, bald wieder ins Himmelreich der Heimatkunst zurückführen wollen. Federer hat wohl das Richtige getroffen, wenn er den Rat gibt: „Bleibe nur da, wo es dir am wohlsten ist!“ Und wenn die literarische Gesundheit Dörflers die Lust verschiedener Himmelsstriche, selbst die Lust verschiedener Jahrhunderte verlangt, so kann es nicht Sache der Kritik sein, den Dichter an eine Stelle zu fesseln. Wir wollen den Gaben der Dörflerschen Muse mit freudiger Erwartung entgegensehen, ob sie uns ins Himmelreich der Heimat führt oder in die sturm bewegte Welt barock-romantischer Kunst oder in die klassischen Bauten geistgesättigter Problemdichtung¹.

¹ Bei Abschluß des Aufsatzes waren Dörflers zwei neueste Werke (Stumme Sünde, Abseil; Pater Farne, der Abenteurer wider Willen, Haas u. Grabherr) noch nicht erschienen.